

Die Verwirrung

Anfang Oktober 1996 – zwei Monate nach meinem achtzehnten Geburtstag. An der Berufsschule beginnen die Herbstferien, und ich nehme einen enormen Druck im Kopf und ein Ohrensausen wahr. Ich fühle mich wie ein Zug, der gleich entgleisen wird, und ich kann nichts dagegen unternehmen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist; mein Selbstvertrauen ist auf dem Nullpunkt und reicht nicht einmal mehr aus, um Leute zu grüßen. Fast alles macht mir Angst, panische Angst. Ich erkenne mich selber nicht mehr.

–

Es ist mir nicht mehr möglich, zur Arbeit zu gehen. Ich komme einfach nicht aus dem Bett. Fühle mich wie ein fünfjähriges Kind, das die ganze Zeit am Rockzipfel seiner Mutter hängt. Mein Gehör reagiert extrem sensibel. Wenn jemand mit mir spricht, zucke ich zusammen, weil es in den Ohren so weh tut. Bellt unser Hund Conny, scheint mein Kopf zu explodieren.

Am Sonntag, es ist der 12. Oktober, fahren meine Eltern, mein drei Jahre jüngerer Bruder Dave und ich nach Maienfeld zu einem Pferderennen. Eigentlich kann ich mit solchen Veranstaltungen nicht viel anfangen. Doch dort kann ich mit meinem Vater über meine Ängste sprechen, über die Befürchtung, den Lehrabschluß nicht zu schaffen, übers Kiffen. Er beruhigt mich, ich hätte noch genügend Zeit, mich auf die Prüfung im Früh-

ling vorzubereiten. Auch das gelegentliche Kiffen findet er nicht weiter schlimm. Trotz des offenen Gesprächs fühle ich mich nicht besser. Im Gegenteil: Es nimmt mir meine Ängste nicht, und ich bin noch verwirrter.

Auf dem Heimweg geraten wir in einen Stau; ich halte es im Auto nicht mehr aus. Steige aus. Gehe ein Stück zu Fuß. Filmriß. Erst als ich meine Mutter meinen Namen rufen höre, komme ich wieder zu mir. Unser Auto ist bereits weit vorn. Spätestens nach dieser Szene wissen auch meine Eltern, daß mit mir etwas nicht in Ordnung ist. Aber was?

In dieser Nacht kann ich nicht schlafen. Bin unruhig. Quälend nervös. Voller Angst. Am nächsten Morgen begleitet mich meine Mutter zum Hausarzt. Ich versuche ihm mein Befinden zu schildern. Meine Nervosität ist so stark, daß ich kaum verständlich sprechen kann. Der Arzt verschreibt mir eine niedrige Dosis eines Beruhigungsmittels und rät wiederzukommen, wenn in zwei Tagen keine Besserung eintrete. Meine verzweifelte Frage: »Werden mir diese Tabletten helfen?« beantwortet er mit: »Damit wird es sicher bald wieder bessergehen.« Aber seine Antwort beruhigt mich nicht. Obwohl ich zu Hause die Medikamente schlucke, wird es noch schlimmer. Jetzt ist es mir erst recht nicht mehr möglich, mich von meiner Mutter zu trennen. Sie nimmt mich buchstäblich an die Hand, denn auf der Straße habe ich Angst vor den Leuten. Der Gedanke: Sie starren mich mit großen bösen Augen an und möchten mich auffressen! macht mich fast wahnsinnig. Wahnsinnig vor Angst. Gehen wir mit Conny spazieren, sehe ich furchterregende Gesichter in Bäumen und Sträuchern.

Drei Tage nach dem Familienausflug sind meine Ängste weder für mich noch für die Familie länger zu ertragen. Mutter fährt mit mir erneut zum Arzt. Auf dessen Frage, ob sich mein Zustand nicht ein wenig gebessert habe, kann ich nicht antworten. Bringe keinen Ton heraus. Meine Mutter muß ihm die vergangenen

zwei Tage schildern. Ihm bleibt keine Wahl. Die einzige Lösung ist eine psychiatrische Klinik. In meinem Zustand dürfe ich mich nur in einem geschützten Umfeld bewegen. Ich habe keine Ahnung, was mich erwartet, willige in meiner Not ein.

Mutter zögert nicht, fährt unverzüglich mit mir nach Kilchberg. Immerhin habe ich inzwischen meine Sprache wiedergefunden, und so löchere ich sie auf der Fahrt mit Fragen. Selbst sie als Krankenschwester kann nicht einschätzen, was mich erwartet. Je näher wir der Klinik kommen, desto unruhiger werde ich. Alles Unvertraute, Fremde versetzt mich in Panik.

In der Klinik führt man uns auf die geschlossene Akut-Abteilung, Station B2. Als erstes gibt man mir ein Beruhigungsmittel, das die Angstzustände vermindern und der Entspannung dienen soll. Etwa zehn Minuten später pinkle ich in die Hose, was mir unglaublich peinlich ist. Dann werde ich körperlich untersucht. Das plötzliche Auftreten dieser immer noch namenlosen Krankheit läßt die Ärzte an einen Gehirntumor denken. Nach der Untersuchung erfahre ich, mein Körper sei völlig gesund. Daraufhin werde ich auf Drogen untersucht, Routine. Die Tatsache, daß körperlich nichts gefunden wird, ist für mich schwer zu akzeptieren. Jetzt habe ich endgültig das Gefühl, durchgeknallt zu sein. Am Abend kommt mein Vater zu Besuch. Es steht ihm sichtlich ins Gesicht geschrieben, daß auch er mit der Situation überfordert ist. Irgendwie tut es mir gut, meinen so starken Vater dermaßen mitgenommen und niedergeschlagen zu erleben. Ich fühlte mich von ihm in den letzten Tagen nicht ernstgenommen.

Als um halb neun abends die Besuchszeit zu Ende ist, müssen mir die Eltern versichern, anderntags wiederzukommen. Obwohl ich um diese Selbstverständlichkeit weiß, ringe ich ihnen das Versprechen ab. Ich bin nicht mehr ich. Und schon gar nicht mehr wie ein achtzehnjähriger Jugendlicher. Es tut mir im Herzen weh, meine Eltern ziehen zu lassen. Ihnen fällt es auch nicht einfach,

mich in diesem Zustand zurückzulassen. Gefühle von Unsicherheit, Hilflosigkeit, ja Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit überfluten mich. Eine Nacht, tröste ich mich, ich muß es schaffen.

Das Zimmer teile ich mit Patrick, einem etwa sechsundzwanzigjährigen Junkie. Er erzählt wilde Storys aus seiner Frauen- und Drogenvergangenheit; meine Geschichte scheint ihn nicht zu interessieren. Zerbrechlich, total in mich gekehrt, flüchte ich in den Klinikkorridor. Versuche scheu, die neue Umgebung abzutasten. In den Gängen treffe ich nur auf verängstigte Leute, die krank aussehen, einen leeren Blick haben, einen Blick, den ich bei mir auch festzustellen glaube. Ich wünsche mir jetzt dringend Zuwendung vom Pflegepersonal. Hoffe, Schwestern und Pfleger könnten mir Linderung verschaffen, und versuche sie mit meinem Leid zu konfrontieren. Erfolglos. Niemand findet Zeit für meine Not. So schleiche ich zurück ins Zimmer, verkrieche mich im Bett. Aber der Schlaf will nicht kommen. Ich schließe die Augen trotzdem. Anderntags würde ich zu Hause in meinem Bett erwachen, gesund, würde feststellen, daß alles nur ein böser Alptraum gewesen ist.

Aus dem Klinikprotokoll (Frau Doktor G.)

15. Oktober 1996

Der Patient wird vom Hausarzt wegen agitierter, akuter Depression mit Panikattacken zugewiesen. Er ist allgemein versichert.

Psychopathologische Befunde: achtzehnjähriger, gepflegter, wacher und allseits orientierter Patient. Gedächtnis im Groben ungestört. Aufmerksamkeit und Konzentration leicht eingeschränkt. Patient läßt sich leicht ablenken. Das formale Denken ist leicht beschleunigt, teilweise inkohärent, gelegentliches Gedankenabbrechen [...]. Im inhaltlichen Denken ist der Patient fixiert auf das mögliche »Durchdrehen«. Es sind weder Sinnestäuschungen, Ich-Störungen oder abnorme Zwänge

erueierbar. [...] Antrieb vermindert. Suizidalität wird verneint.
Eintrittsdiagnose: Verdacht auf akute polymorphe psychotische Störung ohne Symptome einer Schizophrenie.

Am Morgen wird mir Blut abgenommen; leider bin ich nicht, wie erhofft, in meinem eigenen Bett erwacht. Der Alptraum wird mehr und mehr Realität.

Eine Schwester informiert mich darüber, daß Patrick eine Gelbsucht bekommen habe und ich deshalb das Zimmer wechseln müsse. Die Ansteckungsgefahr sei zu groß. Mir werden zwei Zimmer gezeigt. Nein! Auf keinen Fall! Mit großen Ängsten sage ich nein, weil ich mir unter keinen Umständen vorstellen kann, mit diesen verstörten Männern, die regungslos auf ihrem Bett liegen, ein Zimmer zu teilen. Ich bitte um ein Einzelzimmer. Man will mir keines geben. Es gebe auf dieser Station nur wenige Einzelzimmer und ... Mehr realisiere ich nicht. In mir fängt es an zu brodeln, zu kochen. Wut: Entweder ich bekomme ein Einzelzimmer oder ich ... Ich halte das nicht aus. Die Situation ist aussichtslos. Man weiß noch immer nicht, was mir fehlt. Stopft mich voll mit Beruhigungsmitteln. Ein Einzelzimmer. Dann würde es mir vielleicht bessergehen.

Zum Verrücktwerden! Oder bin ich schon verrückt? In der Aufregung sage ich zum Pflegepersonal, ich wäre eher bereit, in die Gummizelle zu gehen und dort zu übernachten, als mit einem »Verrückten« das Zimmer zu teilen. Das wirkt. Solange kein Notfall da sei, niemand ausraste, könne ich die Gummizelle beziehen. Als ich die Zelle betrete, fährt es mir eiskalt den Rücken hinunter. Da kann ich unmöglich übernachten. Boden und Wände überzogen mit Gummi. Am Boden eine Matte zum Schlafen. In einer Ecke die Toilette. Alles grau in grau. Wie in einem Betonbunker. In diesem Raum kann ich keine Minute bleiben.

Verzweifelt rufe ich meine Eltern an, versuche zu erklären, was hier mit mir geschieht, flehe um ihren Rat. Mein Vater ist

erschüttert. Er sei bereit, alles für mich zu tun, was in seiner Macht stehe. Ich solle sofort mit der Ärztin reden.

Ich irre im Korridor umher in der Hoffnung, daß mir die Ärztin möglichst rasch über den Weg laufe. Endlich. Schüchtern teile ich ihr mit, was mit mir im Moment passiert. Dabei fange ich vor Schmerz und Leid an zu wimmern. Nach einigem Hin und Her und heftigem Insistieren meines Vaters erhalte ich endlich ein Einzelzimmer, komme aber dennoch von meinem Trip nicht herunter. Starke, fremde Gefühle ziehen mich immer tiefer in ein großes schwarzes Loch. Erbarmungslos. Ich fühle mich vom Leben verstoßen, regelrecht im Stich gelassen. Warum ich? Weshalb? Bin völlig fertig, wirr. Will mein Leben auslöschen. Selbstmord. Ich versuche mehrmals, aus dem Stand heraus auf den Kopf zu fallen. So den Alptraum beenden. Aber ich bin zu feige, mich umzubringen.

In meinem Zimmer gibt es keine Toilette. So muß ich im Korridor an den leidenden Menschen vorbei. Menschen, die ihr Schicksal nicht einmal mehr auszudrücken vermögen. Die meisten scheinen am Ende. Genau wie ich. Manchmal höre ich die Sirene des Krankenwagens. Auf Station B2 herrscht Hochbetrieb.

Als Frau Doktor G. die Resultate der verschiedenen Tests und Abklärungen hat, vermutet sie, ich leide an einer Identitätsstörung. Das käme bei jungen Menschen vor. Sie verordnet mir ein Neuroleptikum. Sie ist mir nicht nur unsympathisch, ich habe sogar Angst vor ihr, nehme sie als Feindin wahr; eine böse Hexe mit großen Augen und einem riesigen Mund, der mich auffressen möchte.

Aus dem Klinikprotokoll (Frau Doktor G.)

24. Oktober 1996

EEG- und CT-Untersuchung vom 16.10.96 unauffällig. Gespräch mit Patient, Eltern, Herrn M. vom Pflgeteam und Referentin: Die Eltern zeigten sich besorgt, möchten die Lei-

denzzeit ihres Sohnes möglichst verkürzen. Sie zeigten sich enttäuscht darüber, daß der Sohn noch auf der geschlossenen Abteilung weilt und erhofften sich eine »Wunderpille«, mit der er rasch wieder gesund werden kann. [...] Der Patient spricht über seine Ängste, über das Gefühl, ein Versager zu sein. [...] Er glaubt, daß er sich selbst unter Druck setze und immer der Beste sein müsse, und verneint, seitens der Eltern unter Druck zu stehen. Es wird mit den Eltern besprochen, daß eine möglichst baldige Verlegung auf eine offene Station bevorsteht, jedoch abhängig vom Zustand ihres Sohnes sei.

Inzwischen ist mehr als eine Woche vergangen, und ich bin immer noch auf der geschlossenen Abteilung, einer Aufnahme- und Kurzzeitstation. Oder eine Station für alle Ewigkeit. Obwohl sich mein Befinden nach meinem Gefühl in keiner Weise gebessert hat, soll ich auf die halboffene Abteilung mit Vollzeitaufsicht verlegt werden. Eine Schwester zeigt mir die Station B4. Ich bin aber noch nicht soweit, den Wechsel zu wagen. Bilde mir ein, die Patienten dort seien weiter, psychisch stabiler. Die Ärztin und meine Eltern akzeptieren vorerst meine Entscheidung.

In mir ist ein grenzenloses Verlangen zu rennen, bis ich zusammenbreche, tot oder lebendig. Hauptsache, nichts mehr spüren. So paradox es klingt, aber mit diesem Verlangen werde ich zum ersten Mal wieder ein wenig lebendig. Zugleich ist mir alles total egal. Ich will auf der Stelle hinaus und mir durch Rennen die Lunge auskotzen. Aber ich darf nicht allein. Suizidgefahr. Der Pfleger starrt mich an, überlegt wohl, wie ich wie ein Verrückter um ein paar Bäume herumrennen würde. Schließlich ist er bereit, mich zu begleiten. Ich renne. Renne. Muß einfach rennen. Ohne Pause. Dann kann ich nicht mehr. Ich will nur noch weinen. Weinen. Weinen. Aber nicht einmal das kann ich.

Als ich eines Nachts auf meinem Bett liege, höre ich, wie sich die Zimmertür öffnet. Eine alte Frau verirrt sich in mein

Zimmer. Sie sagt, sie komme im Auftrag des Todes und werde mich holen. Das ist zuviel für mich. Die Frau sieht tatsächlich aus wie der Tod persönlich, als hätte dieser sie längst beschattet und in seinen Bann gezogen. Ich glaube, vor Angst zu sterben. Flüchte in den Korridor. Nicht einmal in seinem Zimmer ist man sicher. Das Pflegepersonal holt die Alte aus meinem Zimmer. Zugleich gibt man mir deutlich zu spüren, daß ich mich nicht in einem Feriencamp befinde. In meiner Hilflosigkeit will ich einen Pfleger umarmen, doch er stößt mich grob zur Seite und fragt, ob ich schwul sei.

Meine Zeit auf der geschlossenen Abteilung ist nach zwei Wochen definitiv vorbei.

Den jungen Mann, wenig älter als ich, der an schwersten schizophrenen Störungen litt, werde ich wohl nie vergessen. Manchmal meinte er, Jesus zu sein, und fing an zu predigen. Dann war er wieder ein scheues, verklemmtes Bürschchen. Er konnte aber auch aggressiv werden und mit voller Wucht um sich schlagen. Mitunter warf er beim Essen mit Messern. Einmal ging er erbarmungslos auf einen alten Mann los. Sofort wurde Alarm geschlagen. Wenig später fielen etwa zehn Personen – Pfleger, Ärzte und Schwestern – über den jungen Mann her. Er wehrte sich mit Händen und Füßen. Schrie wie am Spieß, während ihm eine Spritze verabreicht wurde, die ihn von seinem Trip herunterholen sollte. Vollgepumpt, wie ein Häufchen Elend, schneeweiß im Gesicht, saß er wenig später neben dem Stationszimmer. Er trug einen Rucksack und sagte, er wolle jetzt verreisen. Nach diesem Vorfall würde er vorläufig nirgendwohin gehen.

Übergaberapport von B2 auf B4 (Frau Doktor G.)

27. Oktober 1996

Diagnose: Verdacht auf Adoleszenzkrise.